

nicht zu befriedigen, denn allenthalben sind auch konkrete Interessen im Spiel, die auf die eine oder andere Weise von solchen Begriffsmanövern profitieren. Jedenfalls müsste sich jede künftige einschlägige Studie über Mediengewalt zunächst mit Mertens strikter, aber weithin zutreffender Attribuierung dieser Forschung auseinander setzen und sie begründet überwinden, um nicht blind zu riskieren, das Recycel-Rad nur wieder einmal weiter zu drehen. Doch dass dies geschieht – auch darüber muss man skeptisch sein.

Hans-Dieter Kübler

Waltraud Cornelissen / Christa Grebel

Gleichberechtigung on air?

Zur Präsentation von Männern und Frauen im niedersächsischen Hörfunk – eine empirische Untersuchung

Berlin: Vistas 1999. – 285 S.

(Schriftenreihe der NLM; 5)

ISBN 3-89158-242-5

Von der „Verbannung der Frauen in die symbolische Nichtexistenz“ sprach Gaye Tuchman 1980 (im amerikanischen Original bereits 1978). Mehr als 20 Jahre später nahezu dasselbe zu lesen, scheint nicht gerade originell. Wo also liegt das retardierende Moment – in „der Wirklichkeit“ oder in der Forschung? Sowohl als auch – das ist das sehr knappe Resümee der Studie „Gleichberechtigung on air?“, die Waltraud Cornelissen und Christa Grebel im Auftrag der Niedersächsischen Landesmedienanstalt erstellt haben. Sie untersuchen die Präsentation von Männern und Frauen in den privat-kommerziellen Hörfunkprogrammen Hit-Radio Antenne und Radio ffn sowie den öffentlich-rechtlichen Programmen NDR 1, NDR 2 und N-Joy. In einer quantitativen Analyse erfassen die Autorinnen dabei innerhalb einer natürlichen Woche im Jahr 1997 die Themenstruktur der Informationsbeiträge, das Geschlecht der Personen on air in ihren jeweiligen Funktionen und Kontexten – entweder als JournalistInnen oder als ExpertInnen, HörerInnen im Gespräch oder InterviewpartnerInnen. Anschließend wollen Cornelissen und Grebel die „Abwertung, Reduktion und grobe Vernachlässigung von Personen“ (S. 143) in einer qualitativ angelegten Sprachanalyse erfassen. Zudem un-

tersuchen sie die (wenigen) Wortbeiträge, die explizit Gleichstellungsfragen zum Thema machen. Ziel dieses interpretativen Vorgehens ist es, „ein ganzes Bedeutungs- und Sinnpotenzial diskursanalytisch zu erschließen und dessen Ausschöpfung durch die jeweilige Hauptzielgruppen zu reflektieren“ (S. 161).

Mit dieser Studie liegt neben der Arbeit von Petra Werner und Lars Rinsdorf zum nordrhein-westfälischen Lokalfunk eine weitere Analyse aus dem Bereich des Hörfunks vor, der bislang in der Medienforschung insgesamt, aber auch speziell in der Geschlechterforschung wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. Während für das Fernsehen einige Analysen zum Frauenbild und der Frauendarstellung existieren (nach der „legendären“ Küchenhoff-Studie von 1975 die öffentlich-rechtliche und kommerzielle Sender einbeziehende Arbeit von Monika Weiderer von 1993) und Printmedien zwar keineswegs flächendeckend, aber im Bereich der Frauenzeitschriften durchaus systematisch (vgl. bspw. Röser 1992), im Bereich der Tagessprese eher exemplarisch (vgl. Schmerl 1985 oder Müller-Gerbes/Werner 1993) untersucht worden sind, lagen für den Hörfunk bislang kaum Erkenntnisse über die Konstruktion von Geschlechterrollen vor. Das Nebenbei-Medium erschien offenbar nicht relevant genug, um erforscht zu werden. Mit den finanziellen Ressourcen der Landesmedienanstalten hat sich das geändert. Der Auftrag qua Landesrundfunkgesetz, „zur Verwirklichung der Gleichberechtigung beizutragen“, wird jetzt auch in Niedersachsen einer Prüfung unterzogen. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Trotz wenig befriedigender Ergebnisse über die Thematisierung von Geschlechterfragen, die Präsentation von Männern und Frauen, die Arbeit mit Stereotypen – trotz allem bieten die niedersächsischen Hörfunkprogramme keinen Grund zur Beanstandung. Denn – so schätzten es bereits Werner/Rinsdorf ein – der normative Programm-auftrag hilft allenfalls, systematische Diskriminierung zu verhindern, nicht jedoch veränderte Programmgestaltung zu erzwingen. Was also kann und soll eine derartige Studie dann leisten?

Zuerst einmal will sie uns Wissen über die Konstruktion von Geschlechterrollen im Hörfunk vermitteln. Die quantitativen Befunde machen dabei die nur geringfügigen Änderungen seit Tuchmans Äußerung von 1978 deut-

lich: Gerade einmal fünf von 6.143 Beiträgen im niedersächsischen Untersuchungsmaterial beschäftigen sich mit Frauenpolitik – 0,008 Prozent machen also das Geschlechterverhältnis selbst zum Thema. Bei insgesamt 2,3 Prozent der journalistischen Beiträge können die Autorinnen im weitesten Sinne gleichstellungspolitische Themen entdecken, ohne dass diese jeweils explizit problematisiert würden. Unter den Personen on air machen Frauen ein Drittel aus. Auffällig dabei ist die funktionale Differenz: In der ExpertInnenrolle beträgt der Frauenanteil lediglich 17 Prozent, unter den HörerInnen machen Frauen dagegen – vor allem durch Wunschsendungen – 57 Prozent aus. Diese Einzelbefunde ließen sich fortführen: Frauen haben kürzere Sprechzeiten, werden nahezu gar nicht (1,7 Prozent) mit einer geschlechterdifferenzierenden Sprache benannt. Die Unterschiede zwischen den kommerziellen und den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanbietern sind dabei nicht sehr bemerkenswert. Es „erstaunt (...) die Homogenität der Befunde, vor allem die, die eine verbreitete Ignoranz gegenüber Ereignissen signalisieren, in deren Mittelpunkt Akteurinnen stehen“ (S. 142).

Bei diesen Befunden wird deutlich, dass der dieser Arbeit zugrunde liegende Gleichheitsansatz seine Berechtigung hat. Bei so deutlicher Unterrepräsentanz von Frauen in der Hörfunk-Berichterstattung bleibt es ein normatives Anliegen aktueller Frauenforschung, eine angemessene und gleichwertige Repräsentation von Frauen in den Medien zu fordern. Diese Forderung durchzieht die Arbeit von Cornelissen/Grebel wie ein roter Faden.

Doch nicht zufällig hat sich die Frauenforschung weiterentwickelt, neben dem Gleichheitsansatz, den Differenzansatz – auf der Unterschiedlichkeit der Geschlechter beharrend – und schließlich unter dem Begriff der Geschlechterforschung die theoretische Auseinandersetzung um die gesellschaftliche (und damit auch mediale) Konstruktion von Geschlechterrollen eingefordert. Für die Medienforschung bedeutete diese Entwicklung, dass neben die Bilanz der ungleichen Darstellung von Männern und Frauen die Auseinandersetzung um das „Wie“ dieser Andersartigkeit, um die Konstruktion der Differenz tritt. Die Produktivität eines solchen Vorgehens lässt sich auf das Material, mit dem Cornelissen und Grebel im qualitativen Teil ihrer Studie arbeiten, durchaus übertragen: So beschreiben die Auto-

rinnen zahlreiche Beispiele, bei denen im Rahmen „einer ritualisierten Scherzkommunikation“ klischeehafte Reduktionen vorgenommen würden. Insbesondere die Formen der Doppelmoderation, in denen zweifelsohne mit Geschlechterstereotypen (männlichen wie weiblichen) gearbeitet wird, lassen sich jedoch auch aus einem anderen Blickwinkel als dem der Diskriminierung betrachten. Im dialogischen Handeln konstruieren hier Moderator und Moderatorin Geschlechterrollen, die den (vermeintlichen) Geschlechteridentitäten der Hörerinnen und Hörer möglichst nah kommen sollen. Entsprechend gestalten die ModeratorInnen bei N-Joy andere Rollen von Frau und Mann als jene bei NDR 1 – es handelt sich aber in allen Fällen um geschlechtergebundene Verhaltensweisen. Gerade darin besteht ein wesentlicher Teil des „Unterhaltsamen“ der Moderationsplaudereien. Das von den Autorinnen verzweifelt gesuchte widerständige Abwehrverhalten von Moderatorinnen gehört dabei genauso zum Rollenkonstrukt wie das klischeehafte Bestätigen von Stereotypen. Um dem geschlechtergebundenen Unterhaltungspotenzial von Medienangeboten gerecht zu werden, sind geschlechtertheoretische Perspektiven erforderlich, die über die klassischen Ansätze der Gleichheits- und Differenzforschung hinausreichen. An dieser Stelle, so meine ich, hätte die Arbeit von Cornelissen und Grebel über den Erkenntnisstand von Gaye Tuchman hinausweisen können.

Margret Lünenborg

Literatur:

- Küchenhoff, Erich (1975): Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit. Band 34. Stuttgart u. a.
- Müller-Gerbes, Sigrun; Werner, Petra (1993): Zur Zeit ohne Zeitung. Zur Kritik von Frauen an der Tageszeitung. Unveröff. Diplomarbeit an der Universität Dortmund.
- Röser, Jutta (1992): Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte, und Leitbilder im sozialen Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schmerl, Christiane (1985) (Hg.): In die Presse geraten. Darstellung von Frauen in der Presse und Frauenarbeit in den Medien. Köln/Wien: Böhlau.

- Tuchman, Gaye (1980): Die Verbannung der Frau in die symbolische Nichtexistenz durch die Massenmedien. In: Fernsehen und Bildung, 14 (1 – 2), S. 10 – 43.
- Weiderer, Monika (1993): Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen. Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTL plus. Regensburg: S. Roderer Verlag.
- Werner, Petra; Rinsdorf, Lars (1998): Ausgeblendet? – Frauenbild und Frauenthemen im nordrhein-westfälischen Lokalfunk. Schriftenreihe Medienforschung der LfR 27. Opladen: Leske + Budrich.

Jürgen Grimm

Fernsehgewalt: Zuwendungsattraktivität – Erregungsverläufe – sozialer Effekt

Zur Begründung und praktischen Anwendung eines kognitiv-physiologischen Ansatzes der Medienrezeptionsforschung am Beispiel von Gewaltdarstellungen

Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher, 1999. – 812 S.

ISBN 3-531-12668-7

Jürgen Grimm erhebt den Anspruch, die Auswirkungen von Fernsehgewalt auf die Zuschauer umfassend zu untersuchen: „Gewaltdarstellungen im Fernsehen [...] werden in dieser Studie aus der Zuschauerperspektive betrachtet“ (S. 9). So formuliert der Autor zwar einen generellen Erklärungsanspruch, in den vorgestellten Untersuchungen werden jedoch nur die Wirkungen von *Spieldiagramm* gewalt, nicht jedoch von Darstellungen realer Gewalt (beispielsweise in Fernsehnachrichten) behandelt. (Allerdings verweist der Autor auf hierzu geplante Publikationen.) In drei „Experimenten“ – da der Autor nicht unabhängige Variablen manipuliert, sondern lediglich Gruppen mit niedrigen und hohen Ausprägungen „psychosozialer“ Merkmale miteinander vergleicht bzw. Korrelationen berechnet, handelt es sich lediglich um *quasiexperimentelle* Untersuchungen („Feldstudien“; vgl. Roth, 1993) – wurden den Zuschauern vorzugsweise Szenen mit „gesteigerter“ Gewalt vorgegeben. Zwar ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass solche Szenen von intensiven emotionalen Zustandsveränderungen bei den Rezipienten begleitet sind,

andererseits muss man festhalten, dass solche Darstellungen im alltäglichen Fernsehprogramm eine Ausnahme darstellen oder gar nicht (mehr) vorkommen. (Nebenbei bemerkt: In meiner Sicht der Dinge wäre vielmehr eine Auseinandersetzung mit den *weniger intensiven* und eher als *Stimmungsveränderungen* denn als Emotionen zu beschreibenden Effekten von weniger spektakulären, aber weiter verbreiteten Gewaltdarbietungen wünschenswert. Allerdings stellt im Gegensatz zu starken emotionalen Medienwirkungen gerade die Erforschung von Emotionen im Niedrig-Intensitäts-Bereich ganz besondere Anforderungen an Theorie und Methodik.)

Grimm geht es um die Wirkungen der „Fernsehgewaltrezeption auf die Einstellungen der Zuschauer“ (S. 9), dabei sind *langfristige* (überdauernde) Einstellungsveränderungen aufgrund der von ihm gewählten Versuchsordnung gar nicht nachweisbar. In der Auswertung sucht Grimm nach systematischen Zusammenhängen zwischen der Trias *Beschaffenheit des Filmmaterials* (= Art der Gewalt), *Rezeptionsvoraussetzungen* (Nutzungsmotive, Persönlichkeitsdimensionen) und *Wirkungen* (Einstellungsveränderungen, physiologische Reaktionen). Damit steht der Ansatz des Autors auf einer Stufe mit dem „*Uses-and-Effects*“-Ansatz von Rubin (1994). Leider sehe ich bei der Vorgehensweise des Autors eine Reihe solch gravierender methodischer Mängel, dass ich auf eine inhaltliche Würdigung verzichten (vgl. die Zusammenfassung der Ergebnisse auf den Seiten 706 ff.) und mich im Folgenden auf ausgewählte Problempunkte konzentrieren möchte, die nach meiner Beurteilung die Generalisierbarkeit der Befunde in Frage stellen.

(i) Nutzungsmotive und individuelle Dispositionen werden mit Fragebögen erfasst, die Begleitumstände und kurzfristigen Nachwirkungen der Gewaltrezeption sowohl mit Fragebögen als auch durch physiologische Messungen beurteilt. Bei der Auswertung der Fragebogen-Daten hätte man sich vom Autor eine kritischere Einstellung zu Self-Report-Daten – wie sie beispielsweise von Vitouch (1997) vorgebracht wurden – gewünscht. Da in umfangreichem Maße Fragebogenergebnisse statistisch miteinander verglichen wurden (vgl. die Variablenaufstellung in Abschnitt 5.2.3), wäre ein Hinweis auf das Problem der statistischen Mehrfachtestung – bei einem α von 0,05 überschreit-